

Rezension

Dorothea Krüger

Andrea Fleschenberg, Claudia Derichs, 2008: Handbuch Spitzenpolitikerinnen.

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 247 Seiten, 24,90 Euro

Frauen in politischen Führungspositionen: Ihre Zahl steigt weltweit, dennoch gibt es wenig Informationen über weibliche Staats- und Regierungschefinnen.

Ausgehend von diesem Defizit an theoretischen und empirischen Analysen nimmt das Handbuch Spitzenpolitikerinnen in Asien, Afrika, dem Nahen und Mittleren Osten sowie in Europa, Südamerika und der Karibik in den Blick. Ziel des Bandes ist es, die Vielfalt und die Vielzahl von Frauen als Premierministerinnen, Präsidentinnen oder (Interims)Staatschefinnen aufzuzeigen und die folgenden Fragen zu beantworten: Welche genderspezifischen Hindernisse erschweren Frauen den politischen Zugang zu Machtpositionen? Gibt es einen weiblichen Führungsstil? Unter welchen Bedingungen ist es möglich, eine neuartige Politik durchzusetzen gegenüber bisherigen Entscheidungsträgern? Wie stellt sich die Selektion und Rekrutierung von zukünftigen Spitzenpolitikerinnen dar?

Das Handbuch basiert auf einem zweisemestrigen Lehrforschungsprojekt der Universität Duisburg-Essen. Als zentraler Analyserahmen wird das Konzept des magischen Dreiecks nach Hoecker verwendet: Demnach bestimmen sozioökonomische, institutionelle und kulturelle Faktoren maßgeblich die politischen Teilhabechancen weiblicher Akteurinnen. Die Autorinnen arbeiten mit verschiedenen Quellen, um ein möglichst umfassendes Bild der Spitzenpolitikerinnen zu präsentieren (Biografien, wissenschaftliche Studien, Umfrageergebnisse, Medienberichte, Indikatoren zur Messung von Geschlechterunterschieden und politischen Teilhabechancen).

Im Einleitungskapitel fassen *Andrea Fleschenberg* und *Claudia Derichs* die bisherigen Forschungsergebnisse zusammen: Spitzenpolitikerinnen weisen eine hohe Diversität auf; sie verfügen über eine sehr unterschiedliche familiäre, religiöse und sozioökonomische Herkunft und dennoch haben sie gemeinsame Erfahrungen im Hinblick auf politische Exklusion und Diskriminierung. Interessant erscheinen Forschungsergebnisse, die belegen, dass der Demokratisierungsgrad eines Landes kein aussagefähiger Faktor über den Repräsentationsgrad von politischen Akteurinnen ist; entscheidender sind vielmehr die ideellen Einstellungen zur Gleichstellung von Mann und Frau und Erfahrungen mit Frauen in politischen Spitzenpositionen in der Geschichte des jeweiligen Landes.

Im ersten länderspezifischen Kapitel über politische Führerinnen in Asien und Ozeanien weisen die Autorinnen auf die divergierenden Erfahrungen hin: Während Neuseeland bereits 1893 das aktive Wahlrecht für Frauen einführte und insgesamt über eine lange Tradition der politischen Partizipation von Frauen mit hohem Bildungsstand, unterstützt von einer frauenfreundlichen Gender-Ideologie verfügt, sind in Süd- und Südostasien politische Dynastien ausschlaggebend für die Übernahme eines politischen Spitzenamtes (S. 77).

Spitzenpolitikerinnen im subsaharischen Afrika zeichnen sich dagegen – so die Rechercheergebnisse – durch die Machtübernahme in Momenten politischer Regierungskrisen aus und sie sind in der Regel, bedingt durch Korruptionsskandale und instabile Parlamentsmehrheiten, nur kurze Zeit im Amt (S. 104).

Nicht überraschend, aber dennoch interessant erscheint, dass Frauen in nationalen Parlamenten im nahen und mittleren Osten weltweit mit 9 Prozent das Schlusslicht darstellen, allerdings mit großen Divergenzen (Tunesien 22,8 Prozent, Jemen 0,3 Prozent). Zentrale Ursachen für die diskriminierende Behandlung von Frauen sehen die Autorinnen in der Vermischung von archaischen Kulturelementen und einer den Mann begünstigende Jurisprudenz. Weniger bekannt ist, dass in Ägypten, Irak, Libanon, Palästina, Marokko und Kuwait Frauenorganisationen existieren, die sich aktiv und selbstbewusst für den gesellschaftlichen Wandel einsetzen (S. 141).

Im alten und neuen Europa dagegen herrscht ein hoher Grad an Egalität in der geschlechtsspezifischen Entwicklung und dem Empowerment von Frauen. Auch hier sind Unterschiede belegt: der Spitzenreiter Skandinavien und das Schlusslicht Malta und Türkei. Die empirischen Ergebnisse zeigen: Trotz guter sozioökonomischer Ausgangsbedingungen mussten sich fast alle Regierungschefinnen gegen geschlechterspezifische soziokulturelle und institutionelle Barrieren durchsetzen (S. 185).

Im letzten Kapitel behandeln die Autorinnen die Situation der politischen Führerinnen in Südamerika und der Karibik. Fakt ist, dass sich die neue Generation nicht mehr den Weg zur Macht vom Gatten ebnen lässt und die Partizipationschancen in den letzten zwei Jahrzehnten deutlich gestiegen sind. Dennoch bleibt das Problem der Durchsetzung gegen sexistische und konservative Rollenbilder und Wertvorstellungen. Aber Vorbilder wie z.B. Ingrid Betancourt zeigen, dass auch Frauen, die nicht den traditionellen Geschlechterrollen entsprechen, politisch erfolgreich sein können (S. 229).

Den Abschluss des Handbuches bildet ein Exkurs über Interimschefinnen von Staat und Regierung. Insgesamt 16 Interimschefinnen aus Osteuropa, Lateinamerika, Asien und Afrika, so die Autorinnen, gab es in den letzten fünf Jahrzehnten, und die Frage, ob Frauen generell eine geringere Machtambition attestiert werden kann, wodurch sie sich für Übergangsposten mit einem schwächeren Mandat besonders qualifizieren, muss unbeantwortet bleiben (S. 246).

Das Handbuch schließt eine Lücke zum Thema „Spitzenpolitikerinnen“: Es gibt einen internationalen Überblick über die (Unter-)Repräsentanz von Frauen in politischen Führungsebenen und beschäftigt sich mit zentralen Erklärungsansätzen und Konzepten zur Rekrutierung von Politikerinnen (cultural modernization, patriarchal bargain). Dabei wird die kontroverse Frage diskutiert, ob es einen weiblichen Führungsstil gibt und ab welchem prozentualen Anteil weiblicher Führungskräfte ein irreversibler Kontaminierungseffekt zu erwarten ist, der einen nachhaltigen Wandel in politischen Räumen bewirkt. Andrea Fleschenberg und Claudia Derichs stellen fest, dass die Fähigkeit zur Durchsetzung von Geschlechtergleichheit (nach dem Konzept der women's political effectiveness) von folgenden Grundparametern abhängt: der Stärke der gender equity lobby in der Gesellschaft, der Glaubwürdigkeit feministischer Politikerinnen und der Kapazität des Staates, die Gleichstellungspolitik zu implementieren!

Geeignet scheint das Buch nicht nur als Nachschlagwerk und Lehrbuch für Studierende der Politikwissenschaft, Soziologie und Geschichtswissenschaft, sondern als

Fundgrube für alle, die sich mit dem Thema „Politische Führungspersönlichkeiten“ beschäftigen. Sie finden den aktuellen Stand der Forschung dokumentiert, ein sehr gutes Quellenverzeichnis und beeindruckende Biografien. Allein ein Personenregister am Ende des Buches hätte für selbst intendierte Verwendungen hilfreich sein können.

Zur Person

Dorothea Krüger, Dr., Arbeitsschwerpunkte: Gewalt in Familien, Schule und Gender, Lebensformen.

Kontakt: Institut für Sozialwissenschaften, Universität Hildesheim, Marienburger Platz 22, 31141 Hildesheim.

E-Mail: krueger@uni-hildesheim.de

Sabine Schäfer

Rita Casale, Barbara Rendtorff (Hrsg.), 2008: Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung.

Bielefeld: transcript. 264 Seiten, 26,80 Euro

Um es gleich vorweg zu sagen: Dieser Sammelband ist schwere Kost, aber die Arbeit lohnt sich. Als Veröffentlichung der Beiträge zur Jahrestagung 2007 der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft und mit der Anreicherung durch Kommentare (in Bezug auf den Nutzen der Beiträge für die Erziehungswissenschaft) zu einigen dieser Beiträge spiegelt der von *Rita Casale* und *Barbara Rendtorff* herausgegebene Band die vielfältige Vergangenheit und die spannende und anregende Gegenwart und Zukunft der Frauen- und Geschlechterforschung wider.

Im ersten Beitrag plädiert *Claudia Opitz* für eine Revitalisierung der historischen Perspektive in der Geschlechterforschung. Dabei setzt sie sich insbesondere mit Texten der amerikanischen Wissenschaftlerin Joan Scott auseinander, die zunächst in den 1980er-Jahren die Einführung der Kategorie Geschlecht bzw. Gender forcierte, nunmehr aber eine Entpolitisierung der feministischen Forschung befürchtet und sie daher ablehnt. Opitz selbst befürwortet eine Rückbesinnung auf die historischen Wurzeln der Genderforschung, um an bereits erlangte Erkenntnisse anschließen zu können und auf dieser Grundlage neues Wissen zu erschließen. In ihrem Kommentar zu diesem Beitrag verweist *Pia Schmid* auf die spezielle Problematik in der Erziehungswissenschaft, wo die historische Perspektive mittlerweile und die Genderforschung immer noch Legitimierungsbedürftig sind.

Die Frage nach der Bedeutung von ‚race, class and gender‘ als Strukturkategorien für die Frauen- und Geschlechterforschung führt *Gudrun-Axeli Knapp* zu der Feststellung, dass es sich bei den Fragestellungen zur Intersektionalität eher um „perspektivische Verschiebungen und Erweiterungen“ handelt und nicht um eine „völlig neue Agenda“ (S. 48). Sie weist darauf hin, dass es bisher einen interkategorialen Theorierahmen

nicht gibt, der jedoch eine Voraussetzung für die intrakategoriale Kritik bildet. *Helga Kelle* begrüßt in ihrem Kommentar diesen Beitrag als „Aufforderung zu komplexeren theoretischen Konzeptualisierungen der Genese von sozialer Ungleichheit“ (S. 58).

Mit der Perspektive der Frauenbewegung und der Bedeutung der Kategorien Frauen, Männer und Geschlecht als Herrschaftskategorien beschäftigt sich *Silvia Kontos*, und sie weitet damit den Blick auf die Forschung zu sozialen Bewegungen. Sie schlägt eine Strategie der „subversiven Schizophrenie“ (S. 75) vor, in der in bestimmten Zusammenhängen die Kategorien Frauen und Männer weiterhin benutzt werden, um hegemoniale Verhältnisse zu analysieren, wohl wissend allerdings, dass es sich um Kategorien handelt, die immer wieder neu ausgehandelt werden. In ihrem Kommentar stellt *Bettina Dausien* das von Kontos dargestellte Verhältnis von „Frauenbewegung, handlungsfähigen Subjekten und Bildungsräumen“ (S. 79) in einen Zusammenhang mit dem Verhältnis von Wissenschaft, Praxis und Politik und empfiehlt der erziehungswissenschaftlichen Forschung, die großen Fragen auch anhand kleinerer Forschungsprojekte zu untersuchen.

Auch *Juliane Jacobi* widmet sich dem Verhältnis von Wissenschaft und Politik und bezieht dies auf die Erziehungswissenschaft, die „den Spagat zwischen analytisch und methodisch abgesicherter Forschung und normativen Entscheidungen machen muss“ (S. 85). Daher stelle sich die wissenschaftstheoretische Frage nach der Relation von sozialer Bewegung und Wissenschaft hier in besonderer Weise. An Beispielen aus der Bildungsforschung zeigt sie, dass die feministische Wissenschaftskritik auch weiterhin eine wichtige Impulsgeberin ist.

Die Generierungsmodi von Erkenntnis werden von *Susanne Maurer* in Bezug auf die feministische Forschung beleuchtet: „Welch ein Unterschied, wenn wir in ‚Gender-Modulen‘ als ‚feministische Erkenntnis‘ nicht die ‚Geschichte der Antworten‘ zu überliefern versuchen, sondern die Geschichte des Fragens!“ (S. 102) Sie vermutet, dass durch die Nutzung der in Bezug auf konkrete erziehungswissenschaftliche Frage- und Problemstellungen wirksamen Untersuchungsinstrumente diese gleichzeitig auch transformiert und weiterentwickelt werden.

Barbara Rendtorff widmet sich dem heiklen Verhältnis von Psychoanalyse und Feminismus, das durch sehr unterschiedliche, teilweise konträre Positionen zu den Bereichen Sexualität und geschlechtliche Machtverhältnisse gekennzeichnet ist. Sie führt die ablehnende Haltung feministischer Forscherinnen z.T. auf deren Rezeptionsweisen der Literatur zur Psychoanalyse zurück und zeigt unter Bezugnahme auf Originaltexte von Sigmund Freud und Jacques Lacan, inwiefern die Psychoanalyse, insbesondere mit Bezug auf Körperlichkeit, nutzbringend in die feministische Forschung eingebracht werden kann.

Die italienische feministische Perspektive, die stärker den Differenzgedanken in den Vordergrund stellt und v.a. mit den Philosophinnen der Gruppe „Diotima“ verbunden wird, erläutert *Ida Dominijanni*. Dem Begriff der Identität setzt sie die „relationale Subjektivität in der Praxis der Beziehungen zwischen Frauen“ (S. 163), insbesondere in der Mutter-Tochter-Beziehung, entgegen und bezeichnet sie als „ein hilfreiches Gegengift gegen die Akademisierung des feministischen Wissens“ (S. 167).

Mit der Konzeption von Gender als „epistemisches Ding“ in Anlehnung an Hans-Jörg Rheinberger beschäftigt sich *Astrid Deuber-Mankowsky*. Dabei stellt sie die sex-

gender-Debatte in einen Zusammenhang mit der Entwicklung und Praxis von medizinischen, naturwissenschaftlichen und psychoanalytischen Verfahren, die Einfluss auf das „Gender-Paradigma“ (S. 172) nahmen. Als epistemisches Ding werde Gender selbst zum „Objekt des Wissens, das Wissen zum Objekt des Begehrens und die Erkenntnis zur Übung seiner selbst“ (S. 182). Im Kommentar erläutert *Eva Borst* das Konzept des „epistemischen Dings“ näher und weist darauf hin, dass nicht nur Gender, sondern auch Sex als solches behandelt werden sollte.

Edgar Forster, der einzige Mann in der Runde der AutorInnen des Bandes, führt die eher philosophische Frage nach Gender als Begriff und die politische Frage nach Gender als Repräsentation zusammen. Für die Männerforschung – das gilt für die Frauen- und Geschlechterforschung aber sicherlich in analoger Weise – fordert er eine Re-politisierung, indem sie sich für „einen Arbeitsbegriff von gender entscheiden (muss), der die Geschichte des Zusammenhangs von Frauenbewegung, feministischer Theorie und Praxis, Gender Studies, Männerforschung und Männlichkeitspolitik thematisiert“ (S. 212).

Mit dem Verhältnis von Feminismus, Wissenschaft als Beruf und akademischer Wissensproduktion beschäftigt sich *Sabine Hark*. Dabei bringt sie die heterogenen Zeitverläufe von feministischer Theorieentwicklung, unterschiedlichen Generationen feministischer Forscherinnen und der Institutionalisierung feministischer Forderungen in der akademischen Wissenschaft ins Spiel, die die Frage nach Vergangenheit und Zukunft des Feminismus schwierig machen. Dabei konzipiert sie gerade diese „Ungleichzeitigkeiten und Gegenläufigkeiten“ (S. 228) als Grundlage zur Produktion feministischen und damit widerständigen Wissens. Dass seine Subversivität ein wesentliches Merkmal des Feminismus und seiner fortwährenden wissenschaftlichen Produktivität ist, hebt auch *Karin Priem* in ihrem Kommentar hervor.

Birgit Sauer geht von Forschungsgegenständen und Bedarfen der Politikwissenschaft aus, z.B. der Transformation von Staatlichkeit, und fragt aus dieser Perspektive nach der Zukunft der politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung. Sie plädiert für eine „Gender-Plus-Forschung“ (S. 251), die Intersektionalitätsforschung und feministische politische Interventionen zusammenführt. *Edgar Forster* setzt sich auch in seinem Kommentar zu diesem Beitrag mit der Frage nach der politischen Repräsentation auseinander und schlägt vor, Demokratie mehr „in Begriffen von Partizipation, der politischen Intervention und des Aushandelns“ (S. 258) zu denken.

Insgesamt handelt es sich um einen ausgesprochen interessanten Sammelband, der nicht nur einen Überblick über die Entwicklungen der Frauen- und Geschlechterforschung bietet, sondern darüber hinaus die aktuellen Debatten kritisch reflektiert und weiterführende Anregungen gibt. Hervorzuheben ist dabei insbesondere die Rückbesinnung auf die politischen Implikationen der feministischen Forschung, die in manchen akademischen Debatten einem (de-)konstruktivistischen Relativismus zum Opfer fallen, die aber letztlich die besondere Perspektive der Frauen- und Geschlechterforschung ausmachen. Leider führt der Titel „Was kommt nach der Genderforschung?“ in die Irre, wird doch deutlich, dass wir uns mittendrin befinden: So lange Frauen in der Praxis nicht die gleichen Chancen haben wie Männer, braucht man über ein Ende der Frauen-, Geschlechter- oder Genderforschung nicht nachzudenken.

Zur Person

Sabine Schäfer, Dr., geb. 1967, Arbeitsschwerpunkte: Soziale Ungleichheit, Geschlechterforschung, Bourdieu, Journalismusforschung.

Kontakt: Research School „Education and Capabilities“, Universität Bielefeld, Universitätsstr. 25, 33615 Bielefeld.

E-Mail: sabine.schaefer@uni-bielefeld.de

Ulrike Vogel

Sigrid Metz-Göckel, Christina Möller, Nicole Auferkorte-Michaelis, 2009: *Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht? Kinderlosigkeit und Beschäftigungsverhältnisse des wissenschaftlichen Personals aller nordrhein-westfälischen Universitäten.*

Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich. 216 Seiten. 19,90 Euro

Dieses Buch enthält die Ergebnisse einer empirischen Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Karrierebedingungen, Geschlecht und Kinderzahl beim gesamten wissenschaftlichen Personal der Universitäten Nordrhein-Westfalens, d.h. des akademischen Mittelbaus und der Professorenschaft. Grundlage sind einerseits Daten der zuständigen Behörden, die für 1994 und 2004 ausgewertet wurden, um Entwicklungen abbilden zu können, und andererseits Interviews mit wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit und ohne Kinder, um die statistischen Daten auch aus der persönlichen Erfahrung zu beleuchten.

Schon im Vorwort wird auf einen wichtigen Grund für die verbreitete Kinderlosigkeit in diesem Personenkreis hingewiesen: die Prekarisierung der Beschäftigungsverhältnisse des wissenschaftlichen Mittelbaus, die vor dem Erreichen der Professur jede akademische Laufbahn an der Universität prägen. Die empirischen Ergebnisse, aus denen sich dieses Urteil ergibt, werden eingebettet in eine breit angelegte Einführung in Literatur zu Elternschaft und Wissenschaftskarrieren von Frauen und Männern unter unterschiedlichen Perspektiven, wie die Überschriften der Kapitel zeigen: Kap. 2 „Das Spannungsverhältnis zwischen Elternschaft und Wissenschaftskarriere“, Kap. 3 „Die asymmetrische Geschlechterkultur der Hochschulen und die Wissenschaft als Lebensform“, Kap. 4 „Zur (Un)Vereinbarkeit von Individualisierung und Elternschaft“, Kap. 5 „Partnerschaft und Elternschaft qualifizierter Paare“, Kap. 6 „Der Arbeitsplatz Hochschule – strukturelle Bedingungen und wissenschaftliche Karriere“, Kap. 7 „Die wissenschaftlichen Qualifizierungsphasen und Elternschaft“. Dieses Buch bietet also auch eine facettenreiche Einführung in den Stand der Forschung für Einsteiger sowie eine Zusammenstellung für Fachkundige.

Die methodische Grundlage der eigenen Untersuchung wird in Kap. 8 beschrieben: Die besondere Leistung dieser Untersuchung ist es, Personalstandsdaten des Landesamtes für Datenverarbeitung und Statistik (LDS) und Daten über Kinder vom Landesamt für Besoldung und Versorgung (LBV) für die über 20 Universitäten des Landes Nordrhein-

Westfalen zusammengefügt zu haben. Auf diese Weise konnten für das gesamte wissenschaftliche Personal der Hochschulen des Landes zugleich Beschäftigungs- und Familienverhältnisse, einschließlich Zahl und Alter der Kinder, dargestellt werden. Für die leitfadengestützten Interviews mit Angehörigen des wissenschaftlichen Mittelbaus an zwei Universitäten des Landes konnten acht Frauen und neun Männer, d.h. je vier kinderlose Frauen und Männer sowie vier Mütter und fünf Väter, aus unterschiedlichen Disziplinen befragt werden (S. 106). Im Anhang finden sich Kurzporträts der Interviewten (S. 211 ff.).

Ergebnisse dieser Untersuchung für Nordrhein-Westfalen insgesamt werden in den Kapiteln 9 bis 11 dargestellt. Anschließend wird in Kap. 12 exemplarisch an der Universität Dortmund aufgezeigt, wie sich landesweite Verhältnisse an einer der Hochschulen des Landes wiederfinden lassen. Danach wird in Kap. 13 eine Bilanz der Untersuchung mit Ausblick auf die Zukunft gezogen.

Das umfangreiche Literaturverzeichnis erleichtert eine weitere Beschäftigung mit dem Themenbereich.

Die Ausführungen insgesamt sind detailliert und übersichtlich. So gibt es am Ende fast aller Kapitel Zusammenfassungen. Bei der Darstellung der Untersuchungsergebnisse findet sich ein sehr lesbarer Wechsel von Darstellungen quantitativer Daten, mit nicht zu vielen, aussagekräftigen Grafiken und eingestreuten, vertiefenden Interviewauszügen.

Einige Ergebnisse sind besonders eindrucksvoll: So sind z.B. 2004 im akademischen Mittelbau befristet Beschäftigte zu 80 Prozent, davon Frauen zu 82 Prozent und Männer zu 78 Prozent, kinderlos (S. 120). Insgesamt sind im Mittelbau 78 Prozent der Wissenschaftlerinnen und 72 Prozent der Wissenschaftler kinderlos, wobei im Untersuchungszeitraum die Kinderlosigkeit bei Männern um 5 Prozent gestiegen, bei Frauen um 0,7 Prozent gesunken ist (S. 125). Interessant ist auch im Rahmen dieser Untersuchung die Vermutung, dass die hohen Anforderungen an den Wissenschaftler, oder auch die Wissenschaftlerin, als ganze Person ein Selektionsinstrument gegenüber Außenseitern wie den Frauen sein könnten (S. 196).

Im Einzelnen regt dieses Buch in einigen Punkten zu weiteren Diskussionen an, so zu der Frage, wie der Begriff „Struktur“ in Beziehung zum Handeln der Betroffenen zu fassen wäre. Denn einerseits wird zwischen von außen definierten Strukturen und dem subjektiven Fühlen und Handeln einschließlich einer Organisationskultur unterschieden (S. 32f., 38, 53), andererseits aber finden sich, insbesondere bei Verweisen auf Bourdieu, Hinweise darauf, dass Betroffene durch ihr Handeln und ihre Vorstellungen Strukturen mit konstruieren (S. 42, 46, 56, 58). Insbesondere die Ergebnisse zur „gefühlten Kinderfeindlichkeit“, die dann durch Eltern doch nicht so stark empfunden wird (S. 67, 194) könnten in diesem Zusammenhang weiter diskutiert werden.

Zukünftig genauer zu überprüfen bleiben auf jeden Fall die Hinweise darauf, dass die Universität mit der Ausgrenzung von Familie und Kindern auch die „Lebenswelt“ bzw. Fragen des „guten Lebens“ ausgrenze (S. 21, 28, 52, 192). Hier wäre zu erforschen, inwiefern es für den Fortschritt der Wissenschaft selbst, und damit im eigenen Interesse der Hochschulen, wichtig wäre, in diesem Sinne auch Fragen der „Humanisierung der Universität als Arbeitsplatz“ (S. 197) Raum zu geben.

Dieses Buch überzeugt also nicht nur durch seine empirischen Ergebnisse sondern auch dadurch, dass es zu Diskussion und zukünftiger Forschung anregt. In diesem Sinne ist dem Buch eine breite Leserschaft zu wünschen.

Zur Person

Ulrike Vogel, Prof. Dr., TU Braunschweig (i.R.). Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Wissenschaftskarrieren von Frauen und Männern, Habitus im sozialen Feld von Beruf und Familie. Kontakt: Kötherberg 8, 38104 Braunschweig, Tel: 0531-361282. E-Mail: u.vogel@tu-braunschweig.de

Nicole Klinkhammer

Angelika Koch, 2008: *Allzeitverfügbar? Rechtsansprüche auf Teilzeit in der betrieblichen Praxis bei Hochqualifizierten*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 267 Seiten, 27,90 Euro

Berufstätige Eltern durch bessere Rahmenbedingungen in ihrer Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu unterstützen, dies ist bereits lange die Forderung (frauen-)politischer AkteurInnen. In Anbetracht der öffentlichen Aufmerksamkeit, die diesem Thema geschenkt wird, kommt Optimismus auf: Ist die Anerkennung von Fürsorgearbeit – geleistet von Männern wie Frauen gleichermaßen –, die Pflege von bedürftigen Jungen und Alten, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der unternehmerischen Handlungspraxis angekommen? Die qualitative Studie von *Angelika Koch* ist in diesem Themenspektrum einzuordnen, wengleich sich die Autorin in ihrer empirischen Untersuchung auf die Gestaltungsmöglichkeiten in der Vereinbarkeit von hochqualifizierter Beschäftigung (mit und ohne Führungsaufgaben) und Fürsorgeaufgaben konzentriert (S. 15). Die Betrachtung dieser Akteursgruppe ist besonders spannend, denn gerade Führungspositionen kennzeichnen überdurchschnittlich hohe Arbeitszeiten in Verbindung mit der Erwartung ständiger Verfügbarkeit für die betrieblichen Belange. Die Folge ist eine hohe Geschlechtersegregation in der Unternehmenshierarchie – sprich: Frauen bzw. Mütter finden sich nur selten auf den Chefetagen. Die ausgewählte Befragtengruppe kann demzufolge hinsichtlich der Frage der Familienfreundlichkeit in Unternehmen durchaus als eine Art Seismograph für die betriebliche Akzeptanz einer familien- oder fürsorgeorientierten Arbeitszeit- bzw. Personalpolitik gesehen werden.

Rechtliche Instrumente für eine Kombination von Fürsorgearbeit und hochqualifizierter Beschäftigung im Unternehmen stellen das im Jahr 2001 verabschiedete Gesetz zum Elterngeld und zur Elternzeit sowie das Teilzeit- und Befristungsgesetz zur Verfügung. Da der Gesetzgeber damit erstmals Rechtsansprüche auf reduzierte Arbeitszeiten in und nach der Elternzeit geschaffen hat, ergeben sich, so Koch, neue Möglichkeiten der Arbeitszeitgestaltung für die Beschäftigten, auch und gerade auf den höchsten Ebenen der betrieblichen Hierarchie. Das Forschungsinteresse der Autorin richtet sich auf die Frage, ob und wie Personalverantwortliche und Mitglieder der betrieblichen Interessenvertretung diese Möglichkeiten umsetzen, welche Faktoren diese Umsetzung beeinflussen und wie sich Geschlecht in diesem Kontext auswirkt. Ziel der Studie ist es, neue Möglichkeiten bzw. auch Bedingungen für die Gestaltung der Kombination von Erwerbs- und Familienarbeit aufzuzeigen (S. 15).

Durch die prägnante und fachlich übersichtliche Einführung in die für diese Studie relevante Ausgangslage (Kapitel 1-3), wird die Leserin/der Leser gekonnt an die Konzeption der Studie, – Zielsetzung und Fragestellung sowie den theoretisch-analytischen Bezugsrahmen und die Methodik – herangeführt (Kapitel 4-5). Für Theorieinteressierte sind diese Kapitel bzw. deren Anwendung auf das untersuchte Forschungsfeld äußerst spannend. In dieser anspruchsvollen und wohl durchdachten Konzeption liegt eine besondere Stärke des Werkes: durch Einbezug des Bourdieuschen Habituskonzeptes sowie der Konzeptionalisierung sozialer Praxis auf der einen und dem theoretischen Verständnis von Geschlecht als Prozess- und Strukturkategorie auf der anderen Seite gelingt es der Autorin verschiedene Theorie-Linien ertragreich für die Analyse der sozialen Handlungspraxis der AkteurInnen zusammenzuführen.

Das Herzstück des Buches bilden die in Kapitel 6 vorgestellten Fallauswertungen. In einem mehrschrittigen Auswertungsverfahren wurden die insgesamt 37 qualitativen Interviews mit männlichen wie weiblichen Personalverantwortlichen des mittleren und oberen Managements sowie BetriebsrätInnen, die für den erforschten Themenbereich verantwortlich sind, sowie Betriebsratsvorsitzende und stellvertretende Vorsitzende in fünf Großbetrieben aus drei verschiedenen Branchen ausgewertet (S. 74). Nach einer inhaltsanalytischen Bearbeitung aller Interviews wurden vier vertiefende Fallrekonstruktionen vorgenommen (S. 85f.). Dabei bilden die anschaulich und mit interessanten Zitatausschnitten belebten Fälle das Ergebnis der vertiefenden Fallanalysen. Spätestens an diesem Punkt kommt auch die/der eher praxisorientierte Leserin/Leser zum Zuge. Jeder Fall, der für die exemplarische Darstellung eines spezifischen Handlungsmusters steht, wird unter Berücksichtigung des betrieblichen wie lebensgeschichtlichen Hintergrundes des Befragten eingeführt und entlang der zentralen Analyseerkenntnisse vorstellt. Einzelne Highlights sollen an dieser Stelle die Neugier für die eigene Lektüre wecken.

Eine der zentralen Erkenntnisse ist, dass unter dem enormen Anpassungsdruck entgrenzter Arbeitszeit und dem Mythos der „Allzeitverfügbarkeit“ Fürsorgearbeit für das gewählte Arbeitsmodell bzw. die berufliche Weiterentwicklung im Sinne eines betrieblichen Aufstiegs ausgeschlossen wird. Erwerbsarbeit ist Leben und Fürsorgearbeit nur hinderlich. Sie ist negativ besetzt, wird als fehlende Karriereambition gedeutet und weiterhin als Folie für geschlechterstereotype Zuschreibungen herangezogen. So bildet sich die Hierarchie in der Arbeitsorganisation über das gewählte Arbeitszeitmodell: Teilzeit wird auf der Ebene hochqualifizierter Erwerbstätigkeit ausgeschlossen und hat in der Regel eine Dequalifizierung zur Konsequenz. Die seit 2001 geltenden Rechte werden in der Handlungspraxis der betrieblichen AkteurInnen schlicht nicht thematisiert, sie sind tabu.

Die Zusammenhänge sind noch weitaus komplexer: So konnte Koch durch den Einbezug der lebensgeschichtlichen Dimension einer/s jeden Befragten den Einfluss der eigenen Biografie für die betriebliche Handlungspraxis und den daraus resultierenden Umgang mit den Teilzeitrechten herausarbeiten. Es ist die „Geschichte der Individuen“ (S. 239), die persönlichen Erfahrungen im gewählten Arbeits- und Lebensmodell, die das Handeln und die dort verankerten Wahrnehmungs- und Deutungsmuster prägen. So dient die von den Befragten konstruierte funktionale Trennung von Erwerbsarbeit und Fürsorge sowie die Abwehr der neuen Rechte auch dem „Selbstschutz“, nämlich das eigene Lebensmodell mit entgrenzten Arbeitszeiten und den damit verknüpften Kosten nicht infrage zu stellen. Es kann jedoch nicht davon ausgegangen werden, dass alle Hochqualifizier-

ten qua beruflich eingeschlagenem Pfad Fürsorgearbeit für sich ausschließen. Vielmehr basiert der berufliche Habitus entgrenzter Arbeitszeiten auf einem konfliktreichen und anstrengenden Anpassungsprozess. Es sind in der Regel die Frauen, die eigene familiäre Bindungs- und Fürsorgewünsche ausblenden und sich der gegebenen Struktur anpassen (S. 229). Spiegelbildlich gehört zu diesem Habitus die negative Besetzung des Wertes von Fürsorgearbeit als „weiblichem Modell des Selbstausschlusses von Karriere“ (S. 229). Zugleich wird betriebliche Praxis nicht infrage gestellt, was nach Koch verbunden ist mit Machtzuschreibungen und „der Deutung der betrieblichen Praxis als unveränderbar“ (S. 231). So konstruiert sich der Mythos der „Allzeitverfügbarkeit“ als hegemonialer Diskurs, der sich unter Ausschluss von Kritik und Gegenstimmen stetig reproduziert

Das Kapitel 7 schließt die Ausführungen der Autorin. Auf der Ebene der Umgangsmuster nimmt sie eine Typenbildung vor, mit der unterschiedliche Umgangsmuster in der Kombination von Erwerbs- und Fürsorgearbeit und dem daraus resultierenden Umgang mit den Teilzeitrechten herausgearbeitet werden. „Stoff“ zum Weiterdenken bietet die abschließende Reflexion hinsichtlich der Frage, welche Implikationen die Ergebnisse für eine „Politik der Rechte“ bieten. Grundlegend für die Möglichkeiten der Neugestaltung von Arbeit(szeit) in Kombination mit Fürsorge für Andere ist dabei eine Transformation wohlfahrtsstaatlicher Politik, die die „Anerkennung des gesellschaftlichen Wertes von Fürsorge und Fürsorgearbeit und die Anerkennung vielfältiger Differenz“ (S. 250) zur Voraussetzung hat.

Insgesamt legt die Studie von Angelika Koch in ihren Analysen eindrücklich die komplexen Wirkungszusammenhänge zwischen sozialen Handlungspraktiken in Organisationen, den Zuschreibungsprozessen von Geschlecht und dem Einfluss individueller Lebens- und Arbeitsmodelle offen. Dabei wirken die Erkenntnisse zum betrieblichen Umgang mit Vereinbarkeitsrechten eher ernüchternd: Von einer Anerkennung der Fürsorgearbeit als Ausdruck einer familienfreundlichen Arbeitswelt auf allen betrieblichen Ebenen kann nicht die Rede sein. Das Buch ist uneingeschränkt allen zu empfehlen, die betriebs- oder politikpraktisch wie wissenschaftlich Interesse an einer differenzierten Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen wie betrieblichen Umgangsformen von Vereinbarkeits-, im Sinne von Arbeits- wie Fürsorgerechten, ihren Restriktionen und vor allem ihren Potenzialen haben. Die Lektüre bietet damit viel Anregungspotenzial, stimmt teilweise nachdenklich und weist nicht zuletzt auf den Bedarf wissenschaftlich reflektierter bzw. sensibilisierter Arbeitszeit- und Geschlechterpolitik im Betrieb hin.

Zur Person

Nicole Klinkhammer, M.A., geb.1978, Studium der Politikwissenschaft, Soziologie und Erziehungswissenschaft an der Universität Bonn und Aalborg (DK), danach u.a. wissenschaftliche Referentin am Deutschen Jugendinstitut e.V., derzeit: Promotion an der Universität Halle-Wittenberg, Doktorandin in der Graduiertenförderung der Friedrich-Ebert-Stiftung.
Kontakt: E-Mail: nicole.klinkhammer@gmx.de

Sigrid Metz-Göckel

Leonie Herwartz-Emden (Hrsg.), 2007: Neues aus alten Schulen – empirische Studien in Mädchenschulen.

Opladen: Barbara Budrich Verlag, 287 Seiten, 29,90 Euro.

Die Koedukationsfrage gilt nach einer breiten öffentlichen Debatte in den 1990er Jahren aus erziehungswissenschaftlicher und schulpolitischer Perspektive im deutschen Schulsystem als abgeschlossen. Umso überraschender ist daher die vorliegende Publikation, die das alte Thema Mädchenschulen und Geschlechtertrennung wieder aufgreift. Ihr liegt ein Forschungsprojekt zugrunde, das unter dem Titel „Schulkultur, Geschlechtersegregation und Mädchensozialisation“ von der DFG gefördert wurde. Ort der Untersuchung ist Bayern, das als einziges Bundesland weiterhin geschlechtergetrennte Schulen, sowohl öffentliche als auch private, im Bestand hat. Mädchenschulen stellen mit 0,5 Prozent der Schulen eine winzige Minorität dar, doch sind sie in den Großstädten insbesondere für Mädchen eine bemerkenswerte Alternative, die weiterhin bei den Eltern auf Interesse stößt. Diese noch bestehende Schulstruktur-Situation nahm das Forschungsprojekt zum Anlass, die achten und elften Klassen von drei Mädchengymnasien und drei vergleichbaren koedukativen Gymnasien genauer daraufhin zu untersuchen, welche Wirkungen monoedukative und koedukative Settings auf die Leistungskurswahlen, Selbstbeschreibungen, Berufswünsche und Lebensentwürfe der Schülerinnen und Schüler haben.

Bei der Koedukations-Thematik handelt es sich um ein z.T. dogmatisch aufgeladenes Feld. Nach problemlos erfolgter Einführung der Koedukation im westdeutschen Schulsystem, die in ungewohnter Autonomie den einzelnen Schulen überlassen und in den 1980er Jahren umgesetzt worden war, galt ihre Überlegenheit selbstverständlich gesichert, und ErziehungswissenschaftlerInnen taten das Ihrige, um diese Vorstellung aufrecht zu erhalten und kritische, als feministisch deklarierte Positionen an den Rand zu drängen. In den vorliegenden Studien, die in dieser Publikation zusammengefasst werden, wird deutlich, dass in konkreten Kontexten und Situationen Mono- oder Koedukation einen Unterschied machen können.

Das theoretische Interesse der vorliegenden Untersuchung richtet sich darauf, ob und inwiefern die Geschlechtszugehörigkeit in einer geschlechtshomogenen Umgebung prominent wird oder im Vergleich zur gemischtgeschlechtlichen in den Hintergrund tritt. Dabei ist eine Außenperspektive von einer Binnenperspektive zu unterscheiden. Nach außen stellen Mädchenschulen das Geschlecht sichtbar als Organisationsvariable heraus, betonen daher Besonderheiten der Geschlechter bzw. ihre Unterschiedlichkeit. Intern dagegen kann es ganz anders aussehen, zumal sich Mädchenschulen inzwischen auch strategisch ihrer ‚Besonderheit‘ bewusst sind und diese entweder nicht herausstellen oder positiv akzentuieren. Das leitet eine Umkehr der Argumentation ein: Mädchenschulen oder geschlechtshomogene Kontexte, so die kontroverse Gegenposition, können für die Interessen-Sozialisation und Selbstwertentwicklung von Mädchen förderlicher sein als koedukative. Konkret bezieht sich diese These auf geschlechtlich konnotierte Unterrichtsfächer als Jungen- und Mädchenfächer, die in geschlechtshomogenen Kontexten in ihrer polarisierenden und exkludierenden Wirkung für Mädchen relativiert

werden können. Die pädagogisch interessante Frage, was monoedukative Schulen zur Förderung von Mädchen und für ihre geschlechtliche Sozialisation leisten können, kehrt daher gängige Vorurteile um zur wissenschaftlichen Frage, ob Mädchenschulen einen Kontext bieten, in dem Mädchen geschlechtsneutraler, d.h. für ein breiteres Interessenspektrum sozialisiert werden können.

Die Kontroverse der Dramatisierung oder Entdramatisierung bzw. Selbstvergesessenheit der Geschlechtszugehörigkeit, bzw. des *doing* oder *undoing* gender, ist für die Koeduktionsdebatte zentral und liegt den im Folgenden dargestellten empirischen Teilstudien konzeptionell zugrunde.

Empirisch untersucht werden die Wirkungen differenzieller (geschlechtshomogener oder -gemischter) Umgebungen auf die SchülerInnen. Die Möglichkeit einer unterschiedlichen Wirkung geschlechtshomogener SchülerInnenkontexte ist geschlechtertheoretisch darin begründet, dass die Unterscheidung der zwei Geschlechter, die bereits beim Schuleintritt in den SchülerInnen verankert ist, durch ihre ständige Präsenz und Auseinandersetzungen in der Peer-Kultur – besonders in der Adoleszenzphase – verfestigt wird, da das Geschlecht markiert und damit salient gemacht wird, wenn auch nicht durchgehend. In einer geschlechtshomogenen Umgebung dagegen kann es zu einer Selbstvergesessenheit der Geschlechtszugehörigkeit und zu Ausdifferenzierungen innerhalb der einen Geschlechtergruppe kommen. Zwei weitere theoretisch wichtige Aspekte sind hier bedeutsam: Das soziale Geschlecht wird individuell als ein altersabhängiger Prozess und als sozial abhängige Variable verstanden.

Das Forschungsprojekt fokussiert die Mädchen und ist insofern ‚einseitig‘. Diese gewisse Schiefe wird bewusst in Kauf genommen, auch wenn es dem aktuellen Trend eher entspricht, den Jungen als den schulisch Benachteiligten mehr Aufmerksamkeit zu widmen. „Wir widmen uns dem Forschungsgegenstand mit einer engagierten Zielsetzung, um unvoreingenommene Potenziale, aber auch die ‚Kehrseite‘, nämlich mögliche nachteilige Auswirkungen dieser Schulform zu entdecken“ (S. 7), heißt es im Vorwort der Herausgeberin.

Das Forschungsprojekt wird von zwei miteinander verbundenden grundlegenden Hypothesen geleitet:

1. Geschlechtshomogene Lernumgebungen tragen zu einer Entlastung von alterstypischen Stressoren bei. Folglich sollen Mädchen, die an Mädchenschulen unterrichtet werden, auf mehr soziale wie personale Ressourcen zurückgreifen können und die Anforderungen seitens der Schule leichter bewältigen. Untersucht wird insbesondere die Selbstwertproblematik und ‚geschlechtstypische‘ Interessenentwicklung.
2. Die Kategorie Geschlecht verliert in monoedukativen Kontexten an Relevanz und somit bieten geschlechtshomogene Kontexte einen Raum, in dem statt der subtilen Benachteiligungen in der koedukativen Schule eine breite, geschlechtsuntypische Interessen- und Persönlichkeitsentwicklung möglich wird.

Neben einer sekundäranalytischen Übersicht zur Berufsorientierung von Mädchen von *Kerstin Wüstner* und einem theoretisch differenzierten psychologischen Artikel zur Geschlechtsregulation in naturwissenschaftlichen Fächern von *Ursula Kessels* besteht der vorliegende Band aus Beiträgen, die auf den Daten der vergleichenden Untersuchung der zwei Schultypen (koedukative Gymnasien und Mädchenschulen) basieren. Verena

Schurt, Wiebke Waburg und Sabine Roth widmen sich in mehreren Beiträgen den Themen „Geschlechtsspezifität oder Fachtypik“, der geschlechtlich konnotierten Schulfächerwahl, der geschlechtstypisierten Selbstbeschreibung sowie Berufswünschen, Traumberufen und Lebensplanung. Die Untersuchungen konzentrieren sich weitgehend auf die Entwicklungschancen von Mädchen in der nachpubertären Phase und darauf, inwieweit die Geschlechtersegregation geschlechtstypische Prägungen in der schulischen Leistungskurswahl, der Identitätsentwicklung, Berufsvorstellungen und Lebensentwürfen aushebelt oder verstärkt. Dahingestellt sei hier, ob die alternative Frage Geschlechts- oder Fachtypik sinnvoll ist und ob die Datenbasis ausreicht.

Die Daten zur Beantwortung der Forschungsfragen sind methodisch mit unterschiedlichen Verfahren ermittelt worden. Dies sind eine Befragung der Schüler/innen beider Schultypen, teilnehmende Beobachtungen von Mathematik- und Physikunterrichtsstunden, Gruppendiskussionen sowie der Einsatz eines Persönlichkeitsfragebogens, des Bem Sex Role Inventory „in einer von Schneider-Düker (1978) neu konstruierten deutschen Version (S. 205). Kontrolliert wurden institutionelle Differenzen der beiden Schulformen wie die soziale Herkunft und das kulturelle Kapital des Elternhauses. Hier unterscheiden sich die ausgewählten Schulformen nicht voneinander.

Die Ergebnisse werden entlang der institutionellen Varianten einer partiellen oder kompletten, einer befristet oder dauerhaften Geschlechtertrennung sowie einer pädagogisch motivierten und wissenschaftlich interessierten (strategischen) Geschlechter-Konstellationen in der Schule vorgestellt.

Die Ergebnisse der verschiedenen Untersuchungsteile dieses vergleichenden Schulforschungsprojekts sowie der internationale Überblick zur Koedukation und Monoedukation sind keineswegs einheitlich und konsistent, vielmehr heterogen und ambivalent. Dennoch erlauben die Befunde aus dem empirischen Projekt eine erstaunliche Schlussfolgerung (ohne Verallgemeinerung aufgrund der besonderen Situation in Bayern): „Die von uns berichteten Befunde (weisen) in dieselbe Richtung wie die Ergebnisse internationaler Untersuchungen: Mädchen können vom Besuch einer Mädchenschule profitieren“ (S. 37).

Dies gilt am meisten für das Interesse an Physik, differenziert auch für Mathematik. Die Befunde zu den Persönlichkeitseigenschaften deuten darauf hin, dass Mädchenschulen den Mädchen eine Art Moratorium bieten können, das sie von den „Zwängen und Beschränkungen aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit“ entlastet und bei den Elflässlerinnen zu einer tendenziell ‚androgynen‘ Selbstbeschreibung“ (S. 225) führt. Dieses Fazit ist in der Möglichkeitsform formuliert. Wovon diese Möglichkeiten abhängen, wird zusammenfassend nicht berichtet, wohl aber eine Fülle von Ergebnissen, die methodisch kontrolliert sehr vorsichtig für Vorteile und für Differenzierungen sprechen, auch gegenüber einer vermeintlich reflexiven Koedukation.

Hervorzuheben ist der verdienstvolle Literaturüberblick über neuere empirische und internationale Studien (quantitative und qualitative) sowie die partielle Darstellung von länderbezogenen Untersuchungen aus Staaten wie England, USA, Neuseeland, Nordirland u.a.m. Dieser Überblick ist dennoch nicht vollständig und lässt wichtige Untersuchungen vermissen, insbesondere zur Collegeforschung in den USA und in Deutschland, z.B. von Maria Anna Kreienbaum zur Mädchen- und koedukativen Schulforschung.

Kritisch sind einige Wiederholungen zu vermerken sowie der längliche Bericht über Studien, die trotz ihrer methodischen Fragwürdigkeit, geringen Aussagekraft und Generalisierungsweite referiert werden und ohne Bedeutung sind (S. 257-266).

Die vielen feinen Ergebnisse zeigen jedoch die Notwendigkeit einer geschlechterreflektierten und -differenzierten wissenschaftlichen Schulforschung. Das Buch ist mit Gewinn zu lesen und weiter zu empfehlen.

Zur Person

Sigrid Metz-Göckel, Prof. Dr. (em.), Technische Universität Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: Bildungs- und Hochschulforschung: Koedukations- und Fachkulturforschung, Bildungs- und Wissenschaftskarrieren in geschlechterdifferenzierender Perspektive. Frauen- und Geschlechterforschung: Implementation des Gender Mainstreaming, Eliten und Frauen, wissenschaftliche Karrieren und Elternschaft.

Kontakt: Technische Universität Dortmund, HDZ, 44221 Dortmund,
E-Mail: sigrid.metz-goeckel@tu-dortmund.de